

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 241.

Samstag, 13. Oktober.

1928.

(12. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Paul Enderling.

„Kann ich Ihnen nicht helfen?“ fragte Grotted schnell.

„Sie — mir helfen?“ Einen Augenblick sah sie ihn prüfend, zögernd an. „Nein“, legte sie mit einem stolzen Nicken hinzu, „da ist nichts zu helfen.“ „Glauben Sie nicht, daß meine Jugend mich dazu unfähig macht.“

„Nein, das ist es auch nicht. Uebrigens sind Sie ja älter als ich. Wie sollte ich da der Jugend nicht trauen? Es ist eben nichts zu helfen.“

Aber so leicht ließ er sich nicht aus dem Sattel werfen. „Ich kann es natürlich nicht beweisen, aber ich fühle es, daß der Augenblick kommen wird, wo Sie einen Menschen brauchen werden. Machen Sie mich glücklich, und sagen Sie, daß Sie mich dann rufen werden, wo ich auch bin.“

Sie sah in sein ernstes Gesicht und sagte, ihm die Hand reichend, langsam: „Ich verspreche es Ihnen.“

„Ich danke Ihnen.“

Sie nahm wieder den leichten Bauderton auf. „Nun dürfen Sie mich noch drüben bis zum Parfümerie-laden begleiten und mir etwas erzählen. Zum Beispiel: wer war die junge Dame gestern im Auto?“

„Ein Mitglied des Rundfunks“, log er verlegen. „Sie begreifen, ich stelle mich gern gut mit den Mitarbeitern dort...“ Er stockte und fühlte, daß er rot wie ein Junge wurde, rot bis über beide Ohren.

Sie blickte ihn lächelnd an. „Soll ich das glauben?“ „Nein, das verstehen Sie nicht glauben. Ich kann Sie nicht anlügen. Ich kann überhaupt schlecht lügen. Es hat mir schon in der Schule geschadet. Sie ist eine kleine Klavierspielerin in einem öffentlichen Lokal.“

Junge blickte beiseite. „Sie war hübsch.“

Das hatte sie also auch gesehen. „Ich bin nicht deswegen mit ihr zusammen“, warf er fast heftig ein. „Ich lernte sie in einer Stunde kennen, wo ich nicht allein sein wollte.“

„Das begreife ich.“

Er strahlte. „Sie begreifen alles. Ich wußte es. Es war auch etwas Mitleid, was mich gestern mit ihr zusammenbleiben ließ, und irgendeine dumme Ritterlichkeit. Nein, ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Als ich sie kennenlernte, war ich nicht ich selber.“ Nun war der Augenblick, wo er Jungs sein Geheimnis beichten mußte. Aber er sah in ihre Augen, die gespannt die vorbeisauenden Autos prüften, und er fühlte ihre innere Unruhe mit.

Er schwieg verwirrt. Als sie vor dem Parfümerie-laden standen und sie sich verabschieden wollten, fragte er plötzlich: „Wissen Sie, was im Russischen „Howo“ heißt?“ Er wußte selber nicht, warum sich ihm diese nebenjächliche Frage aufgedrängt hatte.

„Ich muß Sie enttäuschen. Russisch ist eine der wenigen Sprachen, die ich nie begriffen habe. Wohin reisen Sie übrigens?“

„Nach Grotthausen. Zu meiner Mutter.“

„Wie ich Sie beneide! Reisen Sie bald! Und wenn Sie wiederkommen, müssen Sie mir von Ihrer Mutter erzählen.“

Er sah sie drinnen im Laden, und sie erschien ihm plötzlich blaß und müde aussehend. Aber das lag wohl nur an der künstlichen Beleuchtung drinnen. Hatten sie sich nicht auffällig schnell getrennt? Es war wohl nur sein schlechtes Gewissen, das ihm das einredete. Warum hatte er sich ihr nicht doch anvertraut? Er nahm sich vor, nicht zu reisen, bevor er sie gesprochen, und tröstete sich mit ihren Worten über seine Mutter.

Als er nun um die Ecke bog, kam der grünlackierte Wagen an. Drinnen saß Broderben allein, wie immer finster und hart vor sich hinstarrend. Er beachtete Grotteds Gruß gar nicht. Natürlich, wer war er?

Nervös schritt Kurt Grotted der Hauptpost zu, um das Geld an die Mutter zu senden. Telegraphisch, damit sie noch heute von ihren Nöten erlöst war und nichts Unüberlegtes tat.

Ungebuldig stand er vor den Postschaltern. Der Geruch nasser Mäntel mischte sich mit dem Qualm schlechten Tabaks. Er krausste die Nase.

Die dicke Dame dort vorn am Schalter versuchte, ihren Kopf durch das Schiebefenster zu stecken, als wollte sie den Beamten küssen. Ihre eifrige, sich überschlagende Stimme beherrschte seit einer Viertelstunde die Situation. „Ich versichere Sie, es können nicht mehr als 250 Gramm sein, höchstens 240. Hoch gerechnet. Meine Briefwaage funktioniert doch, sollte ich meinen.“ Ein mäßig unterdrücktes Gelächter antwortete von drinnen. Seufzend, empörten Blickes, zog sie endlich ihre Tasche und legte Geldstück für Geldstück hin.

Grotted sah erbittert auf seine ruhigen Nachbarn. Sie standen wie erschlagen von der Gewalt eines übermächtigen Schicksals. Sie hatten offenbar mehr Nerven und mehr Zeit als er.

Endlich kam ein halbwüchsiger Junge dran, der ein Firmenschild an der Mütze trug. Dann ein dicker Herr, und nun war er vor dem Schalter. Er schob das Formular hinein, zog es aber im gleichen Augenblick zurück, murmelte etwas von vergessenem Geld und zog sich unter dem schadensfrohen Grinsen der Nachbarn zurück.

Die Scheine! Wie konnte er so leichtsinnig sein, diese Scheine einem Beamten zu geben! War es nicht möglich, daß sie schon bekannt waren?

Er hatte nur deutsche an sich genommen und sich auf diese Klugheit etwas zugute getan — aber gerade diese waren besonders gefährlich. Wie hatte er daran nicht denken können?

Einen Dienstmann damit beauftragen und im Hintergrund abwarten wie ein Expresser, der das Lösegeld von Schmach und Schande abwartet? Unsinn, sein Name stand ja groß und breit als Absender da. Er mußte draussehen. Sonst nahm Mutter das Geld gar nicht erst an.

Was sollte er tun? Verzweifelt durchirrte er die Straßen. Aus dem „Alcazar“ klang scharf rhythmisiert ein Jazz. Es klapperte, schrillte, schupperte und lärmte. Wie hatte er dies je ertragen können? Als sich die Tür öffnete, Rauchschwaden entzündend, flog er.

Lange hielt er vor einem kleinen Postamt der Vorstadt. Aber hier wagte er nicht einmal einzutreten.

Gegenüber war ein Polizeibureau. Ja, da konnte er hineingehen und den Fund anzeigen, wie ein Kind, das einen Regenschirm gefunden hat.

Aber dann kam das Ausfragen, wo, wie und warum. Kein Mensch würde ihm glauben, daß man ihm dieses Vermögen in die Hand gedrückt. Sie würden ihn dabehalten und mit Fragen quälen, bis er irgendeinen Unsinn sagte. Es war ja möglich, nein, es war wahrscheinlich, daß sie längst von einer Bankberaubung wußten, daß sie diesmal eine neue Taktik einschlugen und auf die nicht immer wünschenswerte Mitwirkung der Öffentlichkeit verzichteten.

Dann war er vollends verloren. Und wenn sie ihn wider Erwarten nach einer endlosen Zeit freiließen, aus Mangel an Beweisen, dann war er gestempelt. Jeder Mensch würde wissen, daß ein Kurt Grotted diesen kapitalen Fund gemacht und ihn aus durchsichtigen Gründen wieder „ehrlich“ zurückgeben wollte. Und dann hatte er auch die Verfolger auf den Fersen.

Er flüchtete in ein kleines Café und erkannte erst nach einer Weile, daß es daselbe war, wo er neulich nachts mit Martha Rebmann gewesen war. Immerhin war um diese Stunde keine Muße.

Schlaftrigkeit breitete sich über den Raum. Der gleiche Kellner von damals brachte eine schwärzliche Brühe als Mokka. Angewidert bemerkte Grotted seinen schmierigen Grad.

Er durchslog alle Zeitungen, deren er habhaft werden konnte. Nirgends war auch nur die geringste Andeutung über einen Geldverlust. Endlich stieß er im Inseratenteil auf die Empfehlung des Okulus.

Kiewening, — den konnte er ausfragen. Wenn irgendeiner, so mußte er Bescheid wissen. Ob es die Möglichkeit gab, daß man solch einen Fall im Dunkeln ließ, ob ihm nichts von solchen Dingen bekannt war? Wenn er nichts wußte — und er würde ihn mit schlangenfuger Vorsicht ausfragen —, dann war er ein elender Windmacher.

Die Wohnung war nicht weit von hier. Er warf das Geld auf den Tisch und ging.

An der Ecke sah er einen schlanken, mittelgroßen Herrn vor sich, der ihm bekannt vorkam.

Der andre blickte einen Augenblick in ein Schaufenster, und da erkannte er ihn. Es war Blinky.

Was hatte der Privatsekretär Brodersens hier in dieser verlorenen Gegend zu suchen? Grotted folgte ihm vorsichtig, das Taschentuch zur Hand, um das Gesicht zu decken, falls jener sich umwandte.

Blinky bog in die Reinhardtstraße ein, suchte an den Nummern der Häuser und betrat nach kurzem Zögern das Eckhaus.

Grotted ging langsam nach und sah, daß das Haus die Nummer „154“ trug. Hier wohnte Kiewening.

Er trat ein und hörte Blinky die letzten Stufen der ersten Treppe emporgehen und einen Augenblick später kurz und energisch läuten. Seine trockne Stimme fragte nach dem Chef des Okulus, und er wurde eingelassen.

Was wollte er dort? Grotted wartete eine kurze Weile und überlegte, ob er ihm folgen sollte. Dann entschloß er sich, ihn abzuwarten.

Aber im Hausflur war ein lebhaftes Hin und Her der vielen Mietparteien, und draußen mochte er nicht stehen. So gab er den Besuch bei Kiewening für diesmal auf und fuhr mit der nächsten Trambahn nach Hause.

Herr Kiewening stockerte in einem Rettichsalat, sorgsam die dünnsten Scheiben aus der öligen, übel duftenden Brühe holend, als ihm von seiner Haushälterin der Besuch eines Herrn gemeldet wurde.

„Wie sieht er aus?“ Sie zuckte die Achseln. „Nicht mehr ganz jung, aber auch nicht alt. Und ein kleines Schnurrbartchen hat er auch.“

„Das ist gar nichts“, fuhr er sie an. „Da hätten Sie ebenjogut sagen können: keine besonderen Merkmale. Sie müssen sich eine subtilere Ausdrucksweise ange-

wöhnen. Es geht hier nicht zu wie auf dem Basar. Subtil heißt übrigens“ — er sann angestrengt nach und vollendete ärgerlich: „Subtil heißt eben subtil. Wie kann man nur so dumm sein?“

„Fante für die Belehrung“, höhnte sie.

Er überhörte ihre Worte und fragte streng: „Haben Sie auch gesagt, daß ich sehr beschäftigt bin?“ Er schob ihr den Teller mit dem Rettichsalat zu, wischte sich mit einem nicht mehr ganz sauberen Taschentuch den Mund und holte aus dem Regal aufs Geratewohl ein dickes Aktienbündel, das er mit einer kräftigen Handbewegung auf den Tisch schleuderte. Eine kleine Staubwolke kräuselte sich empor.

„Ja, habe ich gesagt, daß er warten soll“, brummte die Haushälterin. Sie trug mürrisch den Teller hinaus und warf die Tür hinter sich zu, daß es knallte.

„Alte Kreuzspinne!“ schrie Herr Kiewening ihr nach. Dann ging er leise zu der Portiere, die die Tür zum Nebenzimmer einrahmte. Er schob eine kleine Klappe beiseite und betrachtete den neuen Kunden. Als er mit seiner Beobachtung fertig war, öffnete er die Tür mit jenem raschen Ruck, der die Mehrzahl seiner Besucher aufschrecken ließ, als ob sie bei frischer Tat ertappt wären.

Hier versagte seine Probe. Blinky sah ihn ruhig mit seinem undurchdringlichen Blick kühl an.

„Bitte, mein Herr, treten Sie ein — aber nur, wenn es sich um eine sehr eilige Angelegenheit handelt.“

„Selbstverständlich. Sonst wäre ich nicht hier.“ Blinky trat ein, sah sich im Zimmer um, schnupperte in der Luft und sagte: „Pfui Teufel, riecht das hier schlecht!“

Dann zündete er sich eine Zigarette an, deren beißender Duft den Geruch des Rettichsalates langsam vertrieb. Auch Kiewening griff mit schuldbewusstem Gesicht nach einem Zigarrenstummel, der in einem Aschenbecher lag, und setzte ihn umständlich in Brand.

(Fortsetzung folgt.)

Der gute Hirte.

(Slowakisches Märchen.)

Von Robert Michel.

Ein armer Mann brachte sich mit seinen beiden Söhnen so schwer durchs Leben, daß sie alle nahe daran waren, Hungers zu sterben. Eines Tages rief der Vater seine Kinder zu sich und sagte: „Meine geliebten Söhne, so kann es nicht weitergehen. Dort draußen in der Welt findet man leichter Arbeit als hier. Einer von euch soll in die Fremde ziehen, einen guten Dienst suchen und mit viel Geld zurückkommen. Was meint ihr dazu?“

„Uns ist es recht, und wenn du es wünschst, ziehen wir beide in die Welt hinaus.“

Aber der Vater wollte nicht allein zurückbleiben. So rüstete er also nur den Älteren aus, und der ging in die Fremde. Er ging lange Zeit, ohne einer lebenden Seele zu begegnen. Schließlich traf er einen alten Mann.

„Wohin gehst du, mein Sohn?“ fragte der Alte.

„Ach, guter Vater, ich suche einen Dienst.“

„Nun mein Sohn“, sagte der Alte, „ich könnte dich brauchen, wenn du guten Willens bist.“

„Das bin ich. Sage mir, was ich zu tun habe.“

„Nichts anderes, als meine zwölf Schafe hüten. Darauf versteht du dich doch, nicht?“

„Gewiß, alter Vater, gewiß verstehe ich mich darauf.“

Er folgte dem alten Mann und der führte ihn zu seinen Schafen. „Das, mein Sohn“, sagte er, „sind meine Schafe. Hüte sie sorgsam und laß sie nicht aus den Augen. Ich werde dich für deine Mühe belohnen. Aber treibe sie nicht an, laß jedes dort weiden, wo es ihm gefällt. Da hast du eine Tasse, darin findest du, was du brauchst. Und da hast du eine Flöte. Auf der kannst du, wenn du Lust hast, spielen.“

Der Hirte trieb die Schafe auf die Weide und ging langsam hinter ihnen her. Sie weideten fleißig und kamen allmählich an einen Fluß. Da ließen sie ins Wasser und schwammen hinüber zum anderen Ufer. Der Hirte wäre ihnen gerne gefolgt, aber er konnte nicht schwimmen, und der Fluß war breit und tief. Nun hatte er Angst um seine Tiere und begann zu weinen. Traurig ging er längs des Flusses auf und ab und beobachtete das andere Ufer. Dabei wurde er sehr müde, so warf er sich zu Boden und schlief

En t... die sp... erlitt d... d... it... ung it... Kar zu... Fläche i... ein Mann... dieser M... händig... abgewor... provi... wunden... ein des... mitmach... zwei St... eine r... habe... genomm... aurd... daß die... indern... waren... die tr... abend d... meinder... Anfunft... Die P... hinficht... bracht... trieb... Jeppel... Aufwa... Amerika... rund 80... beretts... war 3... Kurs zu... sein neu... Gafete... it ein... Nord de... heigt... Monte... Rami... auf der... 635... Zuficht... der Mor... Minuten... Anfolge... ende de... Jeppel...

fest ein, schriet und schriet, und als er die Augen aufschlug, fiel sein erster Blick auf das jenseitige Ufer; und siehe da, die sieben Schafe näherten sich gerade dem Fluß und schwammen alsbald zurück.

„Gott Lob und Dank, daß ihr nur zurückgekehrt seid.“ Fröhlich pfeifend ging er mit den Tieren nach Hause.

Der alte Mann hatte ihn schon erwartet. „Nun, hast du mir meine Schafe gut gehütet?“

„Ja, Vater, sie haben sich sattgetressen, aber ich weiß nicht, wo sie auf der Weide gewesen sind.“ Und er erzählte, was er erlebt hatte.

„Gut, mein Sohn“, nickte der Alte. „Nun sage mir, was du für deinen Dienst verlangst, denn du bist schon ein ganzes Jahr bei mir.“

„Guter Vater, gib mir, was du entbehren kannst, denn wir sind sehr arme Leute.“

Da gab ihm der Alte so viel Geld, als der Bursche tragen konnte.

Als er damit nach Hause kam, war die Freude groß. Nun waren sie aller Sorgen ledig, doch der andere Bruder wollte auch sein Glück in der Welt versuchen. Und er begab sich auf die Wanderschaft.

Er ging den gleichen Weg, den sein Bruder gegangen war, und traf den alten Mann.

„Wohin gehst du, mein Sohn?“ fragte der Alte.

„In die Welt, bei guten Leuten Arbeit suchen.“

„Bei mir kannst du Arbeit finden, wenn du willst.“

„Gerne gehe ich mit dir. Aber werde ich die Arbeit leisten können, die du verlangst?“

„Kannst du Schafe hüten?“ — „Ja, das kann ich.“

„Dann komm mit mir“, und der Alte führte den Burschen in sein Haus.

Am nächsten Morgen ging der alte Mann mit dem Hirten zu den Schafen. „Das sind meine Schafe“, sagte er. „Es sind zwölf, wenn du zählen kannst. Hüte sie gut und laß sie nicht aus dem Auge. Ich will dich dafür reich belohnen. Aber du darfst sie nicht antreiben, sondern mußt sie frei laufen lassen, jedes wohin es will. Da hast du eine Falsche und hier eine Flöte, damit du dir auf der Weide ein Lied spielen kannst.“

Der Hirte ging hinter den Schafen einher. Sie liefen nicht auseinander und er blies auf der Flöte und war guter Dinge. Da kamen sie an den Fluß und die Schafe warfen sich ins Wasser. Der junge Hirte überlegte nicht lange. Er griff einem Schaf in die Wolle und ließ sich von ihm ans andere Ufer ziehen. Drüben ging er wieder flötend den Tieren nach. Sie kamen auf eine Wiese, auf der das Gras dem Hirten bis zum Gürtel reichte; viele Schafe weideten hier, aber alle waren mager.

„Ach“, dachte der Junge, „du lieber Gott, warum sind denn diese Schafe so mager, wenn sie auf der üppigen Wiese weiden?“ Und weiter ging er hinter seinen Tieren. Die verweilten nicht auf der üppigen Wiese, sondern zogen auf eine andere, auf welcher das Gras ganz niedrig stand. Aber sicher war es besonders nahrhaft, denn die Schafe, die hier weideten, waren alle so wohlgenährt, als hätte man aus unermesslichen Herden die fettesten ausgesucht. Hier blieben die zwölf Schafe und weideten so brav, daß es eine Freude war, ihnen zuzuschauen. Und wohin immer sie gingen, überall schwebte über ihnen in den Lüften ein lieblicher Vogel. Als die Schafe satt waren, wendeten sie sich zur Heimkehr. Sie kamen wieder an den Fluß, und der junge Hirte ließ sich wieder von einem Schaf hinübertragen. Vor Einbruch der Nacht kamen sie ins Haus zurück. Der Alte hatte schon gewartet.

„Sind meine Schafe satt geworden?“

„Gewiß, lieber Vater, Gott sei gelobt.“

„Wie ist es dir dabei ergangen?“

„Ich habe alles so getan, wie du mir befohlen hast. Aberallhin bin ich ihnen gefolgt.“ — Und er erzählte, was er erlebt hatte.

„Ich bin mit dir zufrieden, mein Sohn“, lobte ihn der Alte. „Jetzt sage mir, was du für deine Dienste verlangst, denn du bist schon ein Jahr bei mir. Ich gebe dir, was du dir wünschst: meinen Segen oder Geld.“

„Ach, guter Vater“, sagte der Hirte, „gib mir deinen Segen. Geld hat mein älterer Bruder genug heimgebracht.“

„Mein teurer Sohn, du sollst meinen Segen haben.“

Siehe, ich bin Christus der Herr. Die zwölf Schafe, die du gehütet hast, sind meine Apostel. Die Wiese mit dem üppigen Gras, das sind die irdischen Freuden und die mageren Schafe, das sind die Kinder des weltlichen Lebens. Die Wiese mit dem niedrigen Gras bedeutet die himmlische Tugend und die fetten Schafe, das sind die rechtschaffenen Menschen. Auf der üppigen Wiese findet die Seele wenig, aber auf der himmlischen Wiese findet sie viel Nahrung. Und der Vogel, der über den Schafen schwebte, das war ich. Denn ich bleibe bei meinen Schafen in alle Ewigkeit.“

So sprach der alte Mann. Dann segnete er den Hirten und gab ihm so viel Geld mit, als er tragen konnte.

Der Mann im Tor.

Eine Parabel von Max Savet.

Als ich jung war, spielte ich Fußball. Dieser Sport begeisterte mich. Die Lust am Kampf wohnt im Manne und erst recht im Knaben, der es werden soll. Also kämpften wir am Rasen nach dem Muster der berühmten Ballkünstler von damals. Es war auf der Jesuitenwiese im Wiener Prater.

Kürzlich ging ich wieder einmal in den Prater hinunter, um mir einen großen Fußballwettkampf anzusehen. Ich hatte in all den Tagen so viel mit dem Geist zu tun gehabt, daß mich danach verlangte, das Physische leben zu lassen. Ich wollte wieder einmal Volk einatmen, viel Volk. Der Demokrat muß sich von Zeit zu Zeit an den Demos erinnern.

Es spielte eine Prager Mannschaft gegen eine Wiener Mannschaft. Beide hatten europäische Klasse, waren Meistermannschaften. Ein eminentes Match! Zwanzigtausend Zuschauer umsäumten den Platz und folgten gebannt, gespannt, fasziniert, leidenschaftlich dem wahrhaft aufregenden Kampf. Von Zeit zu Zeit, wenn ein Erfolg erreicht war, erhob sich weithin hallend der Jubelschrei aus zwanzigtausend Kehlen. Ja, das war Volk, das war Masse. Panem et circenses. Ihr Herren Gelehrte! vergeht die circenses nicht! Ohne Brot kann ein Volk leben, ohne Spiele nicht!

Aber da stand auf der einen Seite ein junger Mann im Goal oder Tor, und dieser junge Mann interessierte mich. Denn er war das Vollkommenste an Kaltblütigkeit, das ich je an einem jungen Menschen beobachtete. Er fing jeden Ball, mochte dieser hoch oder tief, geradeaus oder seitlich hergeschoßen kommen, mit einer überaus sympathischen Gemütsruhe und dazu mit absoluter Sicherheit, und es war so gut wie vergeblich, einen Ball in das Tor zu bringen, das dieser bewunderungswürdige junge Mann verteidigte. Ja, aber doch: einmal gab's einen Freistoß aus einer Distanz von elf Meter — und der junge Mann stand breitbeinig im Tor und wartete. Doch als der Gegner diesen Ball sehr geschickt in eine Ecke placierte, so daß es einfach nicht möglich war, ihn zu halten: da rührte sich der junge Mann auch gar nicht und ergab sich ins Unvermeidliche. Und dieser eine Ball war der einzige Ball, den die gegnerische Mannschaft ins Tor zu bringen vermochte.

Heute, am nächsten Tage, denke ich noch immer an diesen jungen Mann, an den famosen Goalkeeper. Ja, das war ein Prachtbursche! Von dem war etwas zu lernen: Kaltblütigkeit, Verlässlichkeit, Beherrschung der Nerven.

Das Leben hat uns alle in ein Tor gestellt, das feindlichen Angriffen immerfort als Ziel dient. Alles ist gegen uns verbündet, immerfort ragen sie ihre Bälle vor, um uns zu beunruhigen: widrige Verhältnisse, Unannehmlichkeiten aller Art, Widerstände, Pflichten, Gegnerschaften. Und manchmal aelingt dem Schicksal ein Volltreffer — dann können wir uns gar nicht zur Wehr setzen und müssen es überdauern. Gewiß, wir stehen alle in unserem Tor und haben es zu verteidigen. Und da kann nichts helfen als Kaltblütigkeit, fester Stand, Beherrschung der Nerven. Da kann nichts helfen als die Ruhe — und sie hilft.

Dies lehrte mich der junge Mann im Tor, der sich nur dem Unvermeidlichen ergab.

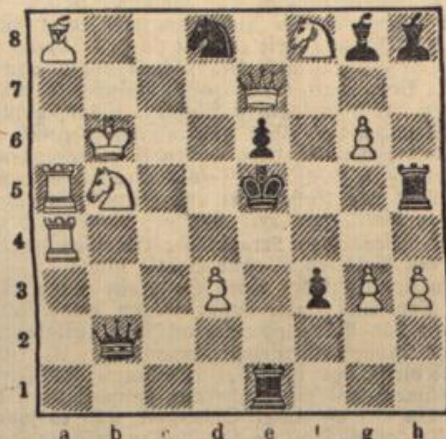
Welt u. Wissen

Vielmännerei in Tibet. Daß in weiten Gebieten des Orients Vielweiberei besteht, ist eine allgemein bekannte Tatsache. Aber weniger verbreitet dürfte die Kenntnis von der Vielmännerei in Tibet sein. Dort ist nämlich eine Frau das Eigentum der ganzen Familie. Heiratet also der älteste Bruder eine Frau, so ist sie zugleich die Gemahlin aller anderen männlichen Geschwister. Auch Vater und Onkel des Gatten können sich an dieser Ehe beteiligen und selbst Fremde, d. h. nichtverwandte Männer, können in festenen Fällen als Gatten dieser einen Frau zugelassen werden. Allerdings hat keiner dieser Gatten das Recht auf alleinigen Besitz der Frau und kann deswegen auch keine Entscheidung verlangen, wenn er z. B. den Ort wechselt. So kommt es vor, daß manchmal eine Frau Männer aus ganz verschiedenen Familien hat. Diese Vielmännerei herrscht in Tibet seit altersher und man glaubt den Grund für ihre Entstehung in wirtschaftlichen Voraussetzungen gefunden zu haben. Da das Land vor allen Dingen Agrargebiet ist, würde durch neue Familienbildung jedes größere Gut in kürzester Zeit zerschlagen werden, was natürlich den Ruin der gesamten Wirtschaft bedeuten würde. Abirgens fühlen sich die Frauen in dieser Rolle sehr wohl und verachten die Frauen anderer Gegenden, wo Vielweiberei herrscht. Es ist sicher so, daß in Tibet die Frau eine ganz bedeutende Stellung hat zwischen ihren verschiedenen Männern und vielleicht spricht man besser anstatt von gemeinsamem Besitztum mehrerer Männer an einer Frau davon, daß eine Frau viele Männer besitzt.

Schach

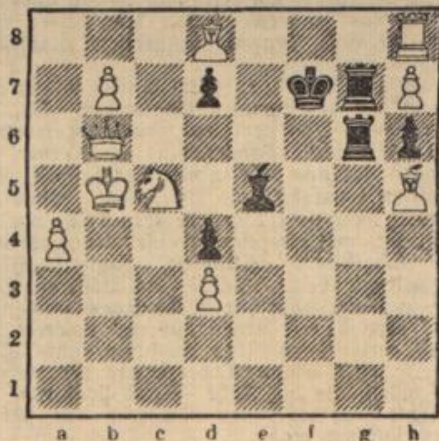
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 85. A. Cassinelli, Buenos-Aires.



WeiB: Kb6, De7, Ta4, a5, La8, Sb5, f8, Bd3, g3, g6, h3.
Schwarz: Ke5, Db2, Tel, h5, Lg8, h8, Sd8, Be6, f3.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 86. L. Ceriani, Mailand.



WeiB: Kb5, Db6, Th8, Ld8, h5, Sc5, Ba4, b7, d3, h7.
Schwarz: Kf7, Tg6, g7, Le5, Bd4, d7, h6.
Matt in 2 Zügen.

Die Caro-Kann-Eröffnung mit d7—d6. Nach 1. e4—c6 wird diese Eröffnung fast immer mit den Zügen 2 d4—d5 fortgesetzt und nach 3. Sc3—d×e4, 4 S×e4—Sf6, 5 Sg3 glaubte man eine Zeit lang mit 5. . . e5 dem schwarzen Spiel gute Aussichten zu verschaffen, bis man zu der Ansicht gelangte, daß Sf3 dem Weißen ein Uebergewicht gebe. Auf dem Gießener Meisterturnier versuchte nun Dr. Bechstedt für Schwarz eine Neuerung, die im Sinne der modernen Richtung die Lösung im Zentrum möglichst lange hintanzuhalten sucht. Er spielte nämlich im 2. Zuge 2. d6 statt d5. Die Anfangszüge der Partie, in welcher Frhr. v. Holzhausen die weißen Steine führte, waren 1. e4—c6, 2. d4—d6, 3. c4—g6, 4. Sc3—Lg7, 5. Le3—Sf6, 6. h3—Sbd7, 7. Sf3—0-0. Jede Partie hat ihre Steine zunächst einmal im eigenen Lager aufgestellt, ein Zusammenstoß ist Dank der Zurückhaltung des Schwarzen nicht erfolgt. Die Züge der einen Partei sind nicht durch die andern erzwungen, daher ist auch eine andere Reihenfolge ungefährlich: denn charakteristisch ist hier nicht die Zugfolge, sondern die erreichte Stellung. Da macht man denn die Entdeckung, daß das hier von Schwarz angewandte System keineswegs neu ist, sondern sich ziemlich ähnlich in anderen Partien findet. Die Züge sind freilich anders angeordnet. So in der Partie Pokorny—Grünfeld vom Turnier zu Mährisch-

Ostrau 1923. Auch Weiß wandte dort ein ähnliches System an, wie v. Holzhausen, allerdings spielte er den Tel nicht nach e3, sondern nach f4 und gab den Zügen eine andere Reihenfolge. Die Partie hatte folgenden Anfang 1. d4—Sf6, 2. Sf3—g6, 3. c4—Lg7, 4. Lf4—c6, 5. Sc3—d6, 6. h3—0-0, 7. e4—Sbd7. Man sieht nun, daß Caro-Kann und Indisch denselben Charakter annehmen können, und findet wiederum die Erkenntnis bestätigt, daß für die Eröffnungstheorie nicht die Zugfolge allein, sondern ebenso deren Ergebnis, die erreichte Stellung, kennzeichnend ist. Man wird deshalb namentlich in geschlossenen Eröffnungen das Problem nicht so stellen: mit welchem Zuge begegne ich diesem oder jenem Zuge des Gegners? sondern: welches Stellungssystem wende ich gegen das feindliche an? Das letztere Problem ist schwieriger, weil man das feindliche System erst erkennt, wenn der Gegner die Aufstellung seiner Truppen beendet hat. Man muß also selbst ein System wählen, das den vielen Systemen, die vom Gegner angewandt werden können, gewachsen ist; es muß elastisch sein. Das ist der allgemeine Grundsatz. Seine Nutsanwendung für den einzelnen Fall ist die Kunst. In der Partie v. Holzhausen—Dr. Bechstedt geschah weiter 8. Dd2—Dc7, 9. 0-0-0?—a6!, 10. Ld3?—b5, 11. Kbl—b×c4, 12. L×c4—S×e4. Dieser Zug gibt dem Weißen Gelegenheit auszugleichen, er versäumt sie aber 13. S×e4—d5, 14. Lf4. Mit L×d5—c×d5, 15. Tc1—Db6, 16. Sc5 konnte Weiß sich sicher stellen. 14. Db7, 15. Ld3—d×e4, 16. L×e4—Sf6, 17. Lc2—Le6, 18. Sg5—Ld5, 19. f3—Db5, 20. Se4—Ta7, 21. Dc3. Zu erwägen war 21. Sc3 nebst Lg5, 21. Tfd8, 22. Sc5. Weiß übersieht die folgende Opfer-Kombination. Er hätte 22. Le6 spielen sollen. 22. La2+!, 23. K×a2—Sd5, 24. Dd2—Sb4+, 25. Kbl—T×d4! Nun ist der Sc5 ungedeckt. 26. Df2—D×c5, 27. Tc1—Dc4, 28. b3—Dc3, 29. Dc3—Td3, aufgegeben.

Lösungen; Nr. 70. 1. Td8—f5+, 2. Kg3—Df6, 3. Td6—Df8, 4. Tb6 usw. Nr. 71. 1. h7—Th6, 2. Kb5—Kb3, 3. Kc5—Kc3, 4. Kd5—Kd3, 5. Ke5—Ke3, 6. Kf5—Kf3, 7. Lf8 usw.

Rätsel

Denksportaufgabe.



In der Abbild. sind 10 geogr. Namen versinnbildlicht. Welche?

Silbenrätsel.

an, be, dem, den, die, dir, dum, dum, gif, je, ke, ken, ken, ken, ker, man, mand, me, men, mük, mük, rük, sagt, Be, streut, sü, te, te, wor, zu, zu, zuk.
Aus obigen Silben ist ein Vierzeiler von je acht Silben zu bilden, der vor Schmeichlern warnt.

Der gestrenge Papa.

„Verlobung? Nein, mein Freund, damit ist's ,eins'!
Vertrau'n zu Ihnen hab' ich leider keins;
Und eher sag' ich nicht ,Ja' und ,zwei-drei',
Als bis Ihr ,ganzes Wort' erst ist vorbei!“

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 285.

Appetitlich: Kartoffel, Puffer; Kartoffelpuffer. — Scherzfrage: Hinter die Schafe — Sonderbar: Kelch, Elch.
Richtige Lösungen sandte ein: Otto Pracko, aus Hahn i. T.